Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 3 (1913)
Heft: 36

Artikel: Aus dem Tagebuche eines Operateurs : Waldbrand am Kuruman (Südwestafrika)

Autor: Redzich, Constantin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-719736

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einzelner hervorragender Mitglieder. Aber auch das Publikum ist durchaus nicht auf den Standpunkt dressiert, in jeder Wiedergabe eines Menschen nun gleich die ausgesprochene Absicht des Personenkults zu sehen. Selbst die Lichtbild-Theater, die ihre Besucherkreise im wesentlichen in den Arbeiterkreisen suchen müssen, die der sozialdemokratischen Partei angehören, zeigen ziemlich regelmäßig in den Wochen-Uebersichten auch Films, die den Kaiser oder sonstige Fürsten bei irgend welchen Anläßen darstellen.

Es ist eine gewisse Ironie der Weltgeschichte, daß vom „Revolutionär" Bebel keine Aufnahme seiner Stimme vorhanden ist, daß aber der „konservative" Kaiser Wilhelm der Zweite nicht nur für wissenschaftliche Zwecke seine Stimme aufnehmen ließ, sondern auch eine Ansprache auf den Phonographen hielt. Diese ist sogar im Handel zu haben. Die Freigabe dieser Aufnahme der Stimme des Kaisers für den Verkehr ist umso mehr von einer vorurteilslosen Auffassung diktiert, als dem Redner bei seinen religiös-philosophischen Ausführungen sogar ein kleiner Sprechfehler unterlaufen ist.

Aus dem Tagebuche eines Operateurs.

Waldbrand am Kuruman (Südwestafrika).

Von Constantin Redzich.

. . . . . Unser Weg wurde immer unheimlicher. Dicht verwachsenes Gestrüpp verhinderte stellenweise das Vordringen ganz und zerklüftete Felspartien versperrten den Uebergang völlig. An den steilen, steinigen Ufern bot sich kein Halt, weder für Fuß noch Huf, sodaß wir uns oft genug zu einem meilenweiten Umwege entschließen mußten. Doch überall traten uns dicht verwachsene Dornenwildnisse entgegen, sodaß das Buschmesser ununterbrochen in Tätigkeit bleiben mußte, um manches Mal sogar die Packtiere aus dem sie umklammernden Gezweig zu befreien.

Dazu erfüllte ein eigenartiger Geruch die gesamte Atmosphäre. Ein Dunst, wie nach verbranntem Kraut, belästigte die Geruchsnerven und erzeugte auch in der Kehle jenes kratzende Gefühl, wie es entsteht, wenn man schwellendes Feuer anbläst. Merkwürdigerweise ist es auch heute schon um 3 Uhr nachmittags ziemlich finster, was uns auf die Vermutung brachte, daß diese Zustände eine besondere Ursache haben mußten. Doch, um dieselbe feststellen zu können, fehlte uns allen die nötige Erfahrung.

Noch waren wir mit dem Aufsuchen eines geeigneten Lagerplatzes beschäftigt, als plötzlich der sonderbarerweise seit einiger Zeit mit eingeklemmter Rute schnüffelnd und unruhig umhertrippelnde Hund ein klägliches Geheul ausstieß. Diesmal kroch er aber nicht dicht zu uns heran, sondern machte sogar Miene, davonzulaufen. Dieses außergewöhnliche Gebahren bei dem Tiere machte uns stutzig und wir lauschten angestrengt in das Waldesdunkel hinein. Da vernehmen wir ein entferntes Geknatter und Geprassel, welches noch schwach zu uns herübertönt, doch ein neuer Windstoß jagt eine dicke Rauchwolke zu uns herüber.

Jetzt werden auch die Pferde unruhig. Sie schnauben heftig, stampfen den Boden und zerren an den Zügeln, als ob sie dieselben zerreißen wollten, während der Hund seine gräßliche Melodie in kurzen Intervallen wiederholt.

„Das kann nur ein Waldbrand sein!" fährt es mir durch den Sinn, und flugs habe ich mein Pferd losgebunden und den anderen ein Zeichen gegeben, dasselbe zu tun; zum Sprechen kommen wir nicht, denn die Tiere gebärden sich wie wahnsinnig, sodaß sie kaum noch zu halten sind. Da wälzen sich neue, beißende Massen daher, die uns so dicht einhüllen, daß wir den nächsten Gegenstand nicht erkennen können. Der Qualm ist so dick, daß wir zu ersticken drohen und uns zur Erde werfen, um atmen zu können. Kaum fühlen die Pferde den gelockerten Zügel, als sie uns denselben auch sofort aus der Hand reißen und — wie von Furien gehetzt — in wilden Sätzen davonstieben. Jetzt dringt das Geprassel auch näher und näher zu uns herüber, ein scharfer Luftzug zerteilt auf einen Moment das weißgraue Gebilde, und diese kurze Spanne Zeit genügt, um uns erkennen zu lassen, daß der ganze Horizont wie in Glut getaucht ist. Doch schon umfängt uns aufs neue der ätzende, atemberaubende Nebel, durch welchen hindurch die Waldesbäume sich wie schwebende graue Schatten abheben, und, auf allen Vieren kriechend, versuchen wir den geflüchteten Pferden zu folgen.

Doch nach welcher Seite waren dieselben davongesprengt? — Wir können die tränenden, heftig schmerzenden Augen kaum öffnen und eine Richtung absolut nicht erkennen. Nach rechts und links tasten wir, nach vorwärts und rückwärts: überall versperren uns Dickichte, Felsmassen und Dornen den Weg, an welchen wir hängen bleiben, wenn wir durchkriechen wollen. Eine Verständigung ist nur noch durch Zurufe möglich, und der Rauch wird immer dicker, das Geknatter kommt näher und näher, es scheint uns einzukreisen, denn rings umher erschallt es wie ein Peletonfeuer, untermischt mit Kanonenschlägen. Jetzt kann man überhaupt nicht mehr unterscheiden, aus welcher Richtung die Töne kommen, denn von allen Seiten wird das Echo hundertfach zurückgeworfen und in diesem Höllenlärm können wir unsere eigenen Zurufe nicht mehr vernehmen. Der eingeatmete Rauch hat uns schon halb betäubt; wir spüren, wie jeder neue Windhauch eine an Temperatur zunehmende Hitze mit sich führt, und verzweiflungsvoll versuchen wir aus Leibeskräften, uns einen Weg aus dieser Mausefalle zu bahnen.

Da knackt und rauscht es um uns in den Büschen. Aeste brechen, Füße trampeln, heftiges Schnauben wird von Gebrüll übertönt und durch den Dunst rasen vielfache Gestalten in unserer Nähe vorüber, alle nach einer bestimmten Richtung hin. Da packt mich panischer Schrecken. Die Elefantenherde kommt mir in den Sinn, also eine neue Gefahr droht uns dazu noch von dieser Seite; denn wenn ein solcher Rudel, jetzt toll geworden, durch den Wald stürmt, alles unter sich zerstampfend, so sind wir rettungslos verloren, wenn wir ihnen in den Weg kommen. Doch, wohin sollen wir uns wenden! Wohin? —

Man sagt gewöhnlich: „Die größte Gefahr erweckt die

kühnsten Gedanken!", und tatsächlich wurde dieser Ausspruch wohl nirgends treffender bestätigt als jetzt bei uns in dieser Lage. Denn als soeben ein größeres Tier dicht an meinem Standort keuchend, schnaubend und gewaltsam durch das Dickicht bricht, rufe ich mit der letzten mir noch zur Verfügung stehenden Lungenkraft zu meinen Gefährten hinüber: „Hierher! mir nach!" Damit werfe ich mich auf die halb durchbrochenen Zweige und fühle, wie ich Luft bekomme und weiterdringen kann.

Tastend und bei jedem Schritte strauchelnd winde ich mich halb besinnungslos in gerader Richtung fort. Sehen kann ich nichts, auch wenn ich die Augen öffne, die ich dann sofort des beißenden Qualmes wegen wieder schließen muß. Geblendet also, halb erstickt, fortgesetzt an Dornen und spitz abgebrochenen Aesten hängen bleibend, bei jedem Schritte über Unebenheiten des Bodens stolpernd oder heftig gegen Bäume stoßend — Himmel, war das ein grausiger Weg! — Keuchend tritt der Atem aus der Kehle, jeder neue Hustenanfall erzeugt einen doppelten Reiz zum Husten in der Brust; Schweißbäche rieselten den Körper hinunter und ein brennender Durst stellte sich ein.

Ob ich Schmerzen fühlte? Ich glaube, in diesem Momente des beginnenden Wahnsinns war ich gleichgültig und abgestumpft; jedes körperlichen Empfindens bar; denn mich beherrschte nur einzig und allein der Gedanke, dieser buchstäblichen Hölle zu entfliehen. Auch ob meine Gefährten mir folgten, bin ich weder gewahr geworden, noch hatte ich so viel Kraft, auch nur an dieselben zu denken. Nur weiter, nur kein Anhalten! —

Intensiver wird die Gluthitze. Das Getöse kommt näher und näher und durch die Bäume leuchtet schon der helle Feuerschein. Das rasch umsichgreifende Element, von lebhaftem Winde angefacht, zerfrißt das ausgetrocknete Holz wie Zunder und hellaut lodert ein gigantisches Flammenmeer. Es scheint mir, als ob die hell aufleckenden Zungen den Rauch verzehren, denn um mich ist es lichter geworden. Doch jetzt versperrt mir plötzlich ein außergewöhnlich dichtes Gewirr von Lianen und Unterholz gänzlich den Weg und trotz angestrengter Versuche bin ich nicht imstande durchzukommen. Dazu wird die Hitze durch die in nächster Nähe brennenden Bäume so stark, daß ich verspüre, wie meine zerfetzten Kleider versengen und die Haut mir geröstet wird. Im nächsten Moment müssen die Flammen mich erreichen. Bart und Haupthaar entströmt schon der bekannte unangenehme Geruch aus und meine der Glut zugekehrte Wange bedeckte sich mit Blasen. Da greife ich wie ein Rasender in das lebendige Tauwerk, ziehe mich empor, immer höher von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast, nicht darauf achtend, daß mir die Weichteile zerfleischt werden und eben greife ich nach einem neuen überhängenden Zweige, um mich durch ein Wirrsal von Schlinggewächsen hindurchzuziehen, als der ganze Pflanzenknäuel nachgibt, und ich, ehe ich mirs versehe, kopfüber eine steile Böschung etwa 20 Fuß tief hinunter und aufklatschend ins Wasser falle.

Wie im Halbschlafe mache ich unwillkürlich die üblichen Schwimmbewegungen, und nach und nach kehrt etwas Besinnung zurück. Krampfhaft halte ich mich an einigen Stengeln von Wasserpflanzen fest, um mir die Augen auszuwischen. Ich befinde mich im Flusse und hoch über mir prasselt und kracht es in unvermindertem Maße fort. Ich bin geborgen. Doch noch ist nicht alle Gefahr vorüber, denn starke brennende Aeste brechen hernieder, um aufzischend neben mir ins Wasser zu schlagen. Also weiter. Einige kräftige Stöße tragen mich zur Flußmitte und bald fühle ich festen Boden unter den Füßen, auf welchem ich zum anderen Ufer wate, um mich dort erschöpft niederzuwerfen.

Der ganze Fluß ist lebendig. Rechts, links neben mir tauchen allerlei Köpfe aus den Fluten hervor und der flackernde Feuerschein läßt mir zahlloses Gehörn auf denselben erkennen. In jedem anderen Falle hätte ich wohl die günstige Gelegenheit ergriffen, auf leichte Art einen saftigen Braten zu erbeuten, doch in meiner erbarmungswürdigen Lage sehne ich mich nach Ruhe und blicke teilnahmslos auf das interessante Bild. —

Langsam erhole ich mich und beginne mit wachsendem Erstaunen die mich umgebenden Vorgänge zu betrachten. Der brennende Wald besonders bot ein unbeschreiblich großartiges Schauspiel. In der inzwischen hereingebrochenen rabenfinsteren Nacht, an dem schwarzen Himmelsgrunde schien sich der Flammenvorhang bis zum Zenith zu erheben. Im Nu hatte sich das Feuer über ein Gebiet von mehreren Meilen entwickelt. Der von Süden her wehende Wind fachte die Flammen immer aufs neue an, riß Brände los, rotglühende Zweige, um dieselben teils in die Fluten des Flusses zu schleudern, wo sie aufzischend erloschen, oder sie weiter in dichte Bestände hineinzutragen, um dort neue Feuerherde anzufachen. Das unter dem dunkeln Laube aufgehäufte dürre Holz flackerte auf. Immer weiter erstreckte sich der Schauplatz des Brandes, immer tiefer grub er sich in die unermeßliche Fläche hinein. Eine gewaltige Hitze drang bis zu mir nach dem anderen Flußufer hinüber, sodaß zu befürchten stand, auch hier würde sich bei der nächstbesten Gelegenheit der Brand fortsetzen.

Und über diesem gräßlichen Schauspiel der grelle Widerschein in dem finsteren nächtlichen Himmel. Flammend rotes Gewölk jagt vorbei, sodaß es aussieht, als hat die Brunst sich bis zum Firmament hinaufgetragen. Funkengarben glühen, Kometenschweifen gleich, zwischen dichten Rauchwirbeln zum Himmel empor und raketenartig sprühen, nach vorhergegangenem, scharfen Knall einzelne abgesprengte Holzstücke weit in die Luft hinaus, um wie Sternschnuppen eine gebogene Rauchsäule zurücklassend an entfernterer Stelle wie ein Meteorregen niederzufallen.

Von allen Seiten her wird das Prasseln, Knattern, Zischen und Knacken durch vielstimmiges Geschrei, Geheul und Gebrüll übertönt. Schatten gleich jagen, von Entsetzen und Furcht getrieben, ganze Rudel nach allen Himmelsrichtungen davon, nachdem sie den Fluß durchschwommen. Hyänen, Antilopen und Büffel müssen es, ihrer Gestalt nach zu urteilen, sein; doch wohl von einer unbezwinglichen Scheu getrieben, vermeiden sie geflissentlich die Stelle, welche ich mir zum Ruheplatz ausgewählt habe.

Wo mögen meine Gefährten, wo die Tiere sein? Mein Pferd trug nebst den Waffen und meinem Mantelsack den Apparat, den ich jetzt so gerne auf die gegenüberliegende Seite des Flusses gerichtet hätte. Ein solches Bild dürfte nach menschlichem Ermessen wohl noch nicht existieren,

denn welcher Operateur hätte sich wohl schon in einer ähnlichen Lage befunden?! —

Ich mußte mich also deshalb bis zum nächsten Tage gedulden, an welchem ein Wiederzusammentreffen wohl stattfinden dürfte. — Hoffentlich — man verzeihe den keineswegs frommen Wunsch — brennt dann der Wald noch und ich kann diese rätselhafte Katastrophe verewigen.

Vor allen Dingen heißt es nun, sich nach einem passenden Nachtquartier umzusehen, und zu meiner leicht erklärlichen Ueberraschung finde ich in einem Gebüsch ein Antilopenlager. Sauber ausgepolstert und nach außen dicht abgeschlossen, muß dasselbe erst kürzlich verlassen worden sein, denn man sieht noch die Eindrücke einiger Körper. Unbekümmert um die Vorgänge in meiner Nachbarschaft und die zu mir hereindringenden Geräusche, werfe ich mich auf das trockene Heu und bin infolge der tötlichen Erschlaffung in kurzer Zeit der physischen Welt entrückt.

Allgemeine Rundschau.

Dänemark.

— **Der König von Dänemark im Seeräuber-Film.** König Christian von Dänemark hat jüngst bei einer kinematographischen Aufnahme als Schauspieler mitgewirkt, allerdings unfreiwillig, aber doch unter so romantischen und eigenartigen Bedingungen, daß sich die Geschichte, die in Kopenhagener Blättern berichtet wird, der Wiedererzählung wohl lohnt. Der König kreuzte mit der Königin und seinen zwei Söhnen auf seiner Jacht „Rita" in der Nähe von Arbus in Jütland, als die sich ihrer Vergnügungsfahrt behaglich erfreuenden Herrschaften plötzlich von Gewehrschüssen und gellenden Hilfeschreien aufgeschreckt wurden. Der König gab sofort Befehl, nach der Richtung zu segeln, aus der der verworrene und unheimliche Lärm herkam. Man fand einige Boote, die mit abenteuerlich ausstaffierten und wild dreinblickenden Gesellen bemannt waren. Die Kerle lieferten sich mit Gewehren und Revolvern eine regelrechte Schlacht und der Kampf ging augenscheinlich um eine schöne Frau, die verzweifelt in dem einen Boot die Hände rang. König Christian hatte bereits die Vorbereitungen zu schleunigstem Einschreiten getroffen, als er plötzlich durch sein Fernrohr noch ein weiteres Boot erblickte, das in einiger Entfernung von den übrigen ruhig und friedlich dalag und in dem ein Mann mit gelassener Aufmerksamkeit die Kurbel eines kinematographischen Apparates drehte. Lachend erkannte der Herrscher die wahre Bedeutung dieses seltsamen Schauspiels und ließ die Jacht „außer Gefecht setzen". Aber das Schicksal, das ihn mit dieser Aufführung verknüpft hatte, ließ ihn nicht so bald los. Die Schauspielerin, die die Heldin darstellte, Frau Stub aus Kopenhagen, stürzte sich in das Meer, um den Schurken zu entgegen; auf dem halben Wege zur Küste aber schwanden ihr die Kräfte, und sie wäre ertrunken, wenn der König nicht aus ihrem Hilfeschreien erkannt hätte, daß es diesmal ernst sei. Er sprang selbst ins Rettungsboot, nahm die halb ohnmächtige Künstlerin auf und — mußte somit auf den Film.

Rumänien.

— **Carmen Silva als — Filmautor.** Die Nordische Films-Co. hat, wie die Erste Internationale Filmzeitung mitzuteilen weiß, das Recht erworben, alle Werke Carmen Silvas, der Königin von Rumänien, auch die zukünftigen, für den Film zu bearbeiten. Der erste dieser Films wird bereits im kommenden Winter in den Kinos abgekurbelt und unter dem Namen der Königin angekündigt werden, deren Honorierung — so schreibt das genannte Blatt — „ebenfalls sehr königlich sein soll".

Film-Beschreibungen.

Die Geliebte des Herzogs.

In der Hauptrolle Sarah Bernhard.

Martin Dentler G. m. b. H., Braunschweig, Autorstraße 3.

In dem Schlosse weht dunkles, falbes Licht. Kein Laut dringt von draußer herein in die Gemächer, die angefüllt sind mit den Kostbarkeiten eines Königsschlosses. Der hereinbrechende Abend hing als grauer Mantel in den Vitrinen, den zahlreichen Sesseln, die seltsam schimmernd, mit kostbaren Stoffen bezogen, hier standen. Plötzlich ein Rauschen von Frauenkleidern, ein hastiges Flüstern, und herein tritt die hohe Gestalt der lieblichen Herzogin von Bouillon. Suchend gleitet ihr Auge umher. Die Dienerin entflammt die Kerzen in den hohen Leuchtern, und nun geht ein Lächeln über das rosige Frauenantlitz; — der schwere Tritt eines Mannes wird vernehmbar; Moritz von Sachsen öffnet die Tür.

Gemessen, doch mit dem Ausdruck der Seligkeit in den Augen, näherte sich die Herzogin dem Manne, dem seit langer Zeit ihre tiefste Leidenschaft gilt. Er, der Sohn der Gräfin Königsmark und des Kurfürsten August von Sachsen, hat seit dem Tage, da er das Schloß in Frankreich betreten, das Herz der stolzen Herzogin entflammt. Mit königlicher Gebärde bietet sie ihm den guten Abend, aber da gewahrt sie, daß seine Stirn umwölkt, daß seine Augen, die sonst strahlend leuchten, einen unruhigen Ausdruck haben.

Und wieder schleichen sich die Zweifel in ihre Seele. Soll sie ihn verlieren, nur weil eine andere, eine schmeichlerische Frau, in allen Künsten der Liebe und Leidenschaft wohl erfahren, ihn ihr rauben will?? Sie muß die Wahrheit wissen, muß erfahren, ob der Herzog in den Armen der schönen Arienne Lecouvreur, jener Circe, die alle Männer bezaubert, glücklich ist. Ein holdseliges Lächeln geht um ihre stolzen Lippen, während die Gedanken dunkle Bahnen einschlagen. Meisterhaft behält sie Gewalt über sich, der Abend, wenn sie der Vorstellung beiwohnt, soll ihr Gewißheit bringen.

Als der Vorhang die Bühne bedeckt, schaut aus ihrer